

Von der Grammatik und vom Geist der Sprache [Fortsetzung]

Autor(en): **Steffen, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **27 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gebiete — auch in unsern katholischen Kantonen — steigern könnten. Wenn diese, schweizerisch - demokratischem Wesen am besten entsprechende freiwillige Tätigkeit sowohl die örtlichen Verhältnisse als auch die im Abstimmungskampf gestellten religiösen und erzieherischen Forderungen verständnisvoll berücksichtigt, wird manches Bedenken — auch manches Vorurteil — im Volke schwinden und die Mitwirkung bisher zurückstehender Gegenden und Behörden erleichtert. Das wäre das beste Mittel, um neue Anläufe zur Einführung eines Bundeszwanges zu unterbinden. Wir bitten besonders die *Lehrerschaft*, in diesem Sinne an einer guten Körpererziehung und

Wehrvorbereitung der Jugendlichen mitzuwirken und danken nicht nur den vielen Helfern im Referendums- und Abstimmungskampf, sondern auch jenen Befürwortern der Vorlage, die aus ehrlicher Ueberzeugung heraus die Diskussion sachlich und ohne persönliche Verunglimpfung führten.

Mögen sich nun in unsern Reihen die Gegner von gestern wieder die Hand reichen in der gemeinsamen Verantwortung und Arbeit für die heranwachsende Jugend, für die Zukunft unseres Vaterlandes und die stärkste Garantie seiner Selbstbehauptung: den christlichen, echt eidgenössischen Erziehungs- und Volksgeist!

Luzern.

Hans Dommann.

Von der Grammatik und vom Geist der Sprache *

3. Umbauten im Bereich der Deklination.

Die auf solche Weise entstandene Abwandlung bleibt indessen nicht dauernd bestehen. Sie *verändert sich*, weil nämlich die Formen im Laufe der Zeit durch die Wirkung der Auslautgesetze *unbrauchbar* werden zur deutlichen Erkennung der einzelnen Kasus.

Lassen sich aber in einem Deklinationsgefüge die einzelnen Kasus nicht mehr auseinanderhalten, unterscheiden sich z. B. die Fälle der *Einzahl* nicht mehr oder unzulänglich von denen der *Mehrzahl*, wird entweder die Deklinationart aufgegeben, oder sie muss sich verwandeln. Ein Beispiel möge die *Veränderung* des Schemas klar machen.

Man dekliniert heute das weibliche Wort *Zunge*, indem man die Form des ersten Falls auch für den dritten und vierten gelten lässt, also: Nom.: *Zunge*, Gen.: *Zunge*, Dat.: *Zunge*, Akk.: *Zunge*.

Zusammensetzungen wie *Sonnenschein*, *Stubentür*, *Glockenschlag* weisen aber auf einen *alten Genitiv* mit dem Ausgang

-en. Dative wie „auf der Strassen“ (Lenau: Niemand als der Mondenschein wachte auf der Strassen) zeigen den selben alten Ausgang. Auch der Akkusativausgang war einst -en; man denke an die immer noch gebrauchte, wenn auch aussterbende Form auf Adressen: An Frauen *Martha Meyer*.

So erstet also, abgelesen aus heute noch vorhandenen Formen, das ältere Deklinationsgefüge mit dem Singular: Die Zunge, der Zung-en, der Zung-en, die Zung-en.

Die Mehrzahl lautete schon *damals* gleich wie noch heute: Die Zung-en, der Zung-en, der Zung-en, die Zung-en.

In genau gleicher Weise wurden eine sehr grosse Anzahl Wörter dekliniert: *Traube*, *Sonne*, *Glocke*, *Lampe* usw. usw.

Diese *alte Feminindeklination* hatte aber den *Fehler* dass sich, (abgesehen vom Nominativ) *Einzahl* und *Mehrzahl* nicht unterscheiden liessen; im vierten Falle (Akkusativ) nicht einmal durch das begleitende Geschlechtswort, wie doch noch beim männlichen schwachen Dingwort: *der Bote* und *den Boten*.

So musste denn schon ein mittelalterliches: *ich sah die frouwen gan*, Zweifel er-

* Siehe Nr. 15.

wecken, ob eine oder mehrere Frauen gemeint seien. Ebenso waren zweideutig Wendungen wie: Bring mir die Lampen, die Pflanzen, die Taschen. „Bitte, eine oder alle?“

Kein Wunder, wenn dieser Zustand vom Sprachgefühl als unbehaglich empfunden wurde und von selbst das Bedürfnis nach Abhilfe erwuchs. So ist also das *n* im Akkusativ Singular preisgegeben worden. Fortan lautete der vierte Fall der Einzahl: die Lampe, die Traube, die Taube, die Stube und die Mehrzahl: die Lampen, die Trauben, die Tauben, die Stuben.

Eine Zeitlang mochte demnach als Einzahlschema gelten: Die Kirche, der Kirchen, der Kirchen, die Kirche.

Auf welchem Wege ist aber das *-n* im Genitiv und Dativ zum Verschwinden gebracht worden? Denn heute deklinieren wir ja die ganze Einzahl ohne Endungs-*n*. Ohne weiteres kann ein Suffix nämlich nicht fallen gelassen werden, wenn es sich nicht um die Wirkung der sog. Auslautgesetze handelt. Vielmehr muss für die Formveränderung ein Vorbild gefunden werden, nach welchem die umzugestaltende Form sich auszurichten imstande ist.

Dieses Muster fand sich in der starken Femininklasse. Dort war unter der Einwirkung der germanischen Erstsilbenbetonung schon im Hochmittelalter eine Abhandlungsreihe entstanden, welche die gleichen Endungen bekommen hatte, wie sie heute noch vorliegen in der Einzahl der eben behandelten schwachen Feminingruppe: Glocke, Fraue, Erde, Sonne.

Zur Zeit Karls des Grossen lautete die Deklination der starken weiblichen Dingwörter so (ich wähle als Beispiel, d. h. Typus, das Wort Klage):

Sing. Nom.	klaga	Plur.	klagâ
Gen.	klago		klagono
Dat.	klagu		klagum
Akk.	klaga		klagâ

Das Substantiv zeigt in den beiden Zahlformen starke Veränderung: ein ganzer Regenbogen von Vokalfarben sprühte in den althochdeutschen Deklinationendungen auf. Gegen das Hochmittelalter hin verblasteⁿ aber sämtliche Endungsvokale zu einem tonlos grauen *ə*.

Damit aber verlor die Deklination ihre Deutlichkeit vollkommen. Es hiess jetzt

Sig. Nom.	klage	Plur.	klage
Gen.	klage		klagen
Dat.	klage		klagen
Akk.	klage		klage

Die heutige Flexion von Zunge in der Einzahl erklärt sich aber aus der Tatsache, dass sie beeinflusst ist vom Singular des schon abgeblassten Schemas Klage: Klage, Klage, Klage, Klage.

Andererseits ist die Abwandlung des Dingwortes Klage genau so unverwendbar geworden wie die ursprüngliche Abwandlung des schwachen Feminins vom Typus Zunge. Wer sich des Paradigmas Klage bedienen musste — und danach wandelte man ausserordentlich viele Wörter ab, z. B. Bitte, Lehre, Ehre, Farbe — empfand es auch hier als störend, dass Einzahl und Mehrzahl sich kaum mehr unterscheiden liessen. Man mache sich im besondern klar, dass selbst in den entscheidendsten Kasus der Artikel wiederum nicht half: „Die Klage“ konnte nicht weniger als vier Kasus bezeichnen, nämlich den Nominativ und Akkusativ des Singulars und des Plurals.

Das blosse, allerdings lang und stark empfundene Bedürfnis nach Aenderung hat schliesslich ebenfalls den Weg zu einer Umwandlung der Deklinationsgruppe gefunden. Das Muster, woran sich „Klage“ mit den zugehörigen Substantiven anschloss, lag in der oben besprochenen, schwachen Feminindeklination vom Typus Zunge, Glocke, Sonne.

Als das Deklinationsgefüge des Typus Zunge im ganzen Singular sein *-n* verlo-

ren hatte, glich es von Kasus zu Kasus dem in den Endungen abgeschwächten Abwandlungsschema von Klage.

Man vergleiche:

Die Klage der Klage der Klage die Klage	mit dem jetzt ohne -n auftretenden Muster von Zunge:	die Zunge der Zunge_
		der Zunge_ die Zunge_

Nun formt heute noch Zunge den Plural mit -n; und gerade danach baute schon im ausgehenden Mittelalter der Typus Klage seinen eigenen Pluralum, weil dieser, wenigstens im Nominativ und Akkusativ dem Singular gleich geworden war:

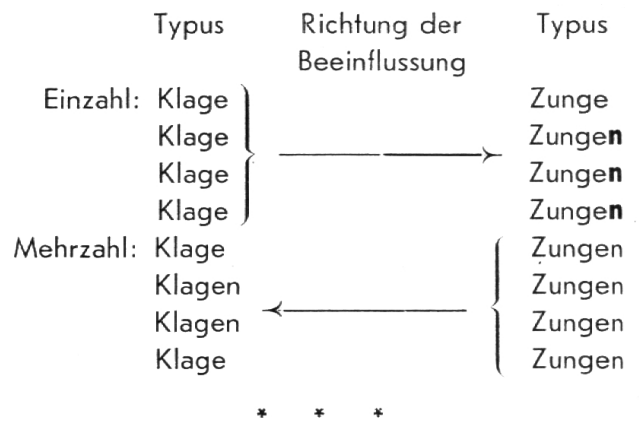
Nach dem Muster v.	heisst es jetzt auch	Die Zungen (Plural) der Zungen	Die Klagen (Plur.) der Klagen
		den Zungen die Zungen	den Klagen die Klagen

Wir wiederholen: Das Deklinationsschema „Klage“ mit den Formen: Klage, Klage, Klage, Klage (= Singular nach der Abschwächung der Endsilbenvokale) und: Klage, Klagen, Klagen, Klage (= Plural nach der Verdampfung der althochdeutschen Vollvokale) hat durch seine Anlehnung an den Typus Zunge seine auf Ununterscheidbarkeit von Einzahl und Mehrzahl beruhende Unbrauchbarkeit überwunden.

Die beiden Flexionstypen Zunge und Klage, einer wie der andere in der alten Gestalt untauglich, weil undeutlich und darum zum Untergang schon vorbestimmt, retteten sich, indem sie sich miteinander vereinigten, wobei Klage im Singular und Zunge im Plural den Sieg davon trug.

Diese Verschmelzung schuf der Sprache neue Klarheit und Einfachheit: statt zweier Deklinationsformen, von denen keine mehr Singular und Plural unterschied, haben wir jetzt eine einzige, aber dafür verwendungsfähige, weil deutliche Abwandlungsklasse.

1. Schema des Beeinflussungsvorgangs:



2. Schema des Ergebnisses:

(Unterstrichen ist der Verlust im Sing. bei Zunge und der Zuwachs bei Klage im Plural.)

Sg. Klage	Zunge
Klage	Zunge_
Klage	Zunge_
Klage	Zunge_
Pl. Klagen	Zungen
Klagen	Zungen
Klagen	Zungen
Klagen	Zungen

Selbstverständlich lassen sich heute die Substantive, die zu dem einen oder der anderen Gruppe gehört haben, nicht mehr unterscheiden: Die beiden Typen sind verschmolzen.

4. Entstehung der neutralen Pluralendung -er.

Bedeutsamen Einblick in die Werkstatt der Sprache gewährt auch die Entstehung der sächlichen Pluralendung -er.

Nach Ausweis unserer Mundart (die hier wie fast überall das Mittelhochdeutsche vertritt) hatten die altdeutschen neutralen Dingwörter in der Mehrzahl keine Endungen: Es Ross: zwöi Ross; es Brod: zwöi Brod; es Chind: vil Chind. In die gleiche Richtung weisen auch erstarrte hochdeutsche Wendungen: Zwei Glas Wein (statt Gläser), zwei Pfund Butter, drei Buch Papier. In dieser Gestalt erschienen einst alle sächlichen Wörter im ersten Fall der Mehrzahl. Das Maskulin und das Feminin dagegen hatten im Nominativ das Pluralzei-

chen e: die Hunde, die Mächte. So musste sich das Gefühl ausbilden, dass jedes ein-silbige Wort, wie Tag, Hof, Hund, Stall, aber auch Gans, Nacht, Wand in der Mehrzahl z w e i silbig werde. — B e w u s s t war das nicht, aber es bestand, durch Hunderte von Wörtern genährt, das Empfinden, dass gewisse Substantive im Plural länger seien als im Singular. Beim s ä c h l i c h e n Geschlechte waren allerdings Singular und Plural gleich lang. Aber gerade deshalb ergab sich das *Bedürfnis*, die zahlenmässig geringere Gruppe der Neutren, im Plural e b e n f a l l s durch Anhängung einer Endung zu kennzeichnen und damit den andern — den männlichen und weiblichen — Substantiven g l e i c h z u s t e l l e n.

Aber Bedürfnis ist nicht Erfüllung und nicht einmal Weg. Wo sich indessen ein Verlangen regt, wird auch das *Mittel* zur Erreichung des Zieles angestrebt und meist gefunden. Ja, mit Ungestüm wird es ergriffen, wenn der Wunsch *brennend* geworden ist. Und das Bestreben, den neutralen Plural durch Zusatz einer Endung zu charakterisieren, muss ü b e r g e w a l t i g gewesen sein. Denn eine ganz unbedeutende Gelegenheit, den Plan (der nicht im Wissen, sondern im Gefühl angelegt ist) zu verwirklichen, wird gierig ergriffen. Ein Z u f a l l kommt zu Hilfe: Das Altdeutsche des 8. Jahrhunderts zeigte ungefähr ein halbes Dutzend s e l t s a m a b g e w a n d e l t e r Dingwörter sächlichen Geschlechts. (Es sind regelrechte Weiterentwicklungen der Stämme, die im Griechischen ihr stammbildendes s ausstossen.) Hierher gehören im Deutschen z. B. Rind, Kalb, Huhn, Blatt.

Man deklinierte:

Sg.	das Kalb
	des Kalb <i>ires</i>
	dem Kalb <i>ire</i>
	das Kalb
Pl.	die Kalb <i>ir</i>
	der Kalb <i>ir</i>
	usw.

Die hier auffällige Silbe -ir- lautet in späterer Abschwächung -er-. Sie ist keine Endung (sonst stände sie ja im Genitiv und Dativ am Schluss des Wortes), sondern ein a b g e l a u t e t e r S t a m m a u s g a n g.

Der entsprechende altlateinische Nominativ lautete gen-os, der Genitiv: gen-**er**-is, entstanden aus gen-**es**-is; denn im Lateinischen wird s zwischen Vokalen zu r, wie im Deutschen *frier-en* zu *Frost*, *verlier-en* zu *Verlust*.

Im Germanischen wurde indogermanisches, also auch lateinisches -os in der Endsilbe zu aʒ und v e r s c h w a n d dann im Deutschen. So ergab sich der Nominativ kalb statt kalb-aʒ. In Genitiv liegt, wie gesagt, eine Ablautform zu aʒ vor, die -es lauten müsste, aber zwischen Vokalen als -**er** auftritt. (Ueber den Ablauf von kurzē zu kurz a vergleiche die aus dem Kirchenlatein bekannten Formen kyri-**os** zu kyri-ein kyrie eleison.)

Der Stammausgang -er in Kalb-**er**-es ist in der Zeit gegen 800 noch nicht abgefallen, weil die Endung -es ihn schützte, im Gegensatz zu Kalb-aʒ, wo aʒ am Wortende stand.

Nun waren aber ein Genitiv und ein Dativ, die d r e i silbig zu einem e i n silbigen Nominativ gehörten, eine höchst a u s g e f a l l e n e, ja eigentlich groteske Erscheinung. Das gab es sonst im Deutschen nicht. Ein im Nominativ e i n silbiges Wort wird im Genitiv höchstens z w e i silbig: Tag, Tages. Formen wie Kalberes, Kalbere oder Rinderes, Rindere (als Genitive und Dative des Singulars) konnten sich als schiefmäulig und verkröpft, nicht lange halten. Die -er enthaltenden Einzahlformen verschwanden denn auch bald. Aber im Plural b l i e b -er. Blieb nicht nur, sondern wurde m i s s v e r s t a n d e n, als E n d u n g angesehen (während es doch nur Stammausgang war, ohne dass — eben weil es sich um ein Neutrum handelte — eine Endung folgte) und stürmisch als Mittel begrüsst, künftig auch dem s ä c h l i c h e n Substantiv eine Pluralendung geben zu können.

Das Bedürfnis nach einer Kennzeichnung der Mehrzahl muss überwältigend gewesen sein wie das Verlangen eines Verdurstenden

nach Wasser, eines Verhungernden nach Speise. Denn was geschah?

Nicht nur verbreitete sich der zur Endung umgedeutete Stammausgang -er von einem armseligen, aus sechs Wörtern bestehenden Grüpplein aus über fast sämtliche andern Neutren*, so dass heute Dutzende von Wörtern so abgewandelt werden; sondern der er-Plural ergoss sich wie ein Stausee nach dem Dambruch auch weit ins Maskulin hinein: Man sagt heute noch der Leib, die Leiber, der Geist, die Geister, der Wald, Wälder. Das Feminin hat sich allerdings von diesem Pluralkennzeichen -er freizuhalten vermocht, wenigstens im Deutschen; hingegen ist im Nordischen die lautkräftige Endung -er auch zum Mehrzahlkennzeichen der weiblichen Dingwörter geworden: dänisch damer = Damen.

C. Vom Lebendig-Rettenden in der Sprache.

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. (Hölderlin.)

Was lässt sich aus diesen Vorgängen für das Wesen der Sprache erkennen?

Einmal die Tatsache, dass sie nicht stille steht, sondern sich fortwährend wandelt. Während der engherzige Grammatiker ein Formensystem für die gegenwärtig gültige Sprache herausarbeitet und als verpflichtend erklärt, hat sich diese da und dort schon weiter entwickelt und wird zuletzt über den Diktator hinwegschreiten, wenn er sie allzu arg schulmeistern möchte. Wer glaubte nicht, dass die Sprachlehromnipotenten des 8. Jahrhunderts, wenn es damals schon solche gegeben hätte,

* Durchbrechungen dieses Gesetzes liegen vor:
1. aus Gründen des Wohlklangs bei den Einsilbigen auf er: Tier—Tiere; 2. aus Gründen der Klarheit in Wörtern wie: das Kreuz, das Seil, wo der Plural auf -er zu Verwechslungen Anlass gäbe;
3. aus Gründen analogischer Natur; so ist Bein-e beeinflusst durch das damit reimende Maskulin Steine.

überzeugt gewesen wären, jene Kalb-er-*ei* — sit venia verbo! — müsste als etwas Alt-hergebrachtes betrachtet und deshalb sorgfältig bewahrt bleiben.

Hätte ihr Purismus dazu etwas zu sagen gehabt, die sechs Wörter, die so glücklichen Anlass gegeben haben, den Plural des Neutrums endlich zu kennzeichnen, hätten niemals Wirkung tun dürfen auf die übrigen Neutren. — Es ist leicht einzusehen: Ein streng konservativer Purismus müsste schliesslich dazu führen, dass die Sprache sich spaltete in eine „reine Sprache“ für die Auserwählten und eine plebejische für die Masse, wie das fürs Neugriechische gilt.

Prachtvoll liesse sich an einigen besonders empfindlichen Stellen der deutschen Sprache zeigen, dass ihr die fortzeugende und regenerierende Kraft verloren geht, wenn Schulmeister sie allzu beflissen auf ein Streckbrett legen wollen.

Ein Beispiel, wie man die lebendige Bewegung der Sprache hemmen kann, ist die Behauptung des Grossen Duden, es heisse richtig: „während fünf Jahre“. — Was ist an dieser Formel richtig? Kurz gesagt: Jede Einzelheit! Und was falsch? — Das Ganze!

„Während“ ist eine Präposition, und Präpositionen regieren ausnahmslos entweder den zweiten, dritten oder vierten Fall. Es gibt aber keine einzige in den mir bekannten Sprachen, welche den Nominativ nach sich zöge. Liegt nun in der Formel: „während fünf Jahre“ der Nominativ vor? Gewiss nicht! Der Grosse Duden weiss viel besser als ich, dass „während“ den zweiten Fall verlangt: „während zweier Jahre, während des Sommers“. Hier ist der Genitiv deutlich gekennzeichnet durch das vorausgehende Zahl- oder Fürwort, ja in „Sommer“ durch das s des Substantives selbst. In „während fünf Jahre“ aber kann fünf die Aufgabe der Genitivcharakterisierung nicht übernehmen, weil die Zahlwörter

von vier an die Fähigkeit, einen Genitiv zu bilden, eingebüsst haben. Bleibt also noch zur Angabe des Falles das Dingwort „Jahre“. Steht es im Genitiv? Zweifellos! Man dekliniere nur: (die) Jahre, (der) Jahre, (den) Jahren, (die) Jahre. Aber: wer erkennt den Genitiv? — Niemand! — Der zweite Fall ist unter den Kasus des Maskulins und des Neutrums vielleicht der klarste, der empfindlichste. Dazu verhilft beim Artikel, beim Pronomen und beim Zahlwort die lautkräftige Pluralendung -er. Das Substantiv dagegen wird im Plural als Genitiv nicht durch sich selbst, sondern nur durch das vorausschreitende Begleitwort erkennbar. Eine Formel wie: „während fünf Jahre“ versetzt mir, wenn ich sie höre, einen Schlag: Mein Sprachgefühl wehrt sich dagegen. — Ich spüre: Das ist unmöglich, und mit mir teilt — davon bin ich überzeugt — die Mehrzahl der Leser das Empfinden. Wenn Duden diesen Talmigenitiv für besser ausgibt als die aus den lebendigen Mundarten zu rechtfertigende Dativformel „während fünf Jahren“ hat in der Dudenschen Sprachkommission blasse Rechnerei über das Sprachgefühl gesiegt. Der Fall ist bemerkenswert, weil eine solche Fügung — ich sagte besser: eine solcher Unfug — wenn er durchdringen könnte, vom Sprachgefühl zuletzt als Akkusativ oder gar als Nominativ gedeutet werden müsste. Dann käme man nach einiger Zeit dazu, zu konstruieren: Ich habe ihn „während diesen Sommer, während jene Nacht, während diese Stunde“ oder noch viel schlimmer: „während dieser Tag“ nie gesehen. Vorbilder dazu haben wir ja schon. Man schaue sich nur die Inserate in unsern Tageszeitungen an! Da heisst es ganz bedenkenlos: Grosse Auswahl in Damenmäntel, wobei Mäntel selbstverständlich nicht als Kasus, sondern als Plural schlechtweg empfunden ist. Die folgerichtige Fortsetzung auf diesem famosen Sprachwege heisst: Zer-

stampfung aller Flexionsformen in Deklination und Konjugation, Rückfall in den rohesten, geschichtlich für das Indogermanische nicht einmal bezeugten Urzustand der Sprache: Du gestern lesen ein Roman? Antwort: Ich nicht mehr lesen Buch, Sprache kaputt.

Ich halte fest: Die Konstruktion „während fünf Jahre“ ist ein Ungeheuer, hoffen wir ein erledigtes, ein totes. Dann vermag es nicht mehr weiterzuzeugen. Lebt es aber noch — und es kann nur an einem faulig gewordenen Sprachempfinden sich weitermästen — dann kriechen aus seinem gebärenden Schoss neue Ungeheuer mit den ärgsten Krebsgeschwülsten und werden die Sprache und mit ihr den menschlichen Geist in kurzer Zeit umbringen. — Dazu wird es aber zum Glück nicht kommen. Weshalb, zeige der letzte Abschnitt.

Der Verstand ist nämlich an der organischen Sprachentwicklung aufs stärkste beteiligt, aber nicht der ober- sondern der unterbewusste, gleichsam in der Gestalt des Sprachinstinkts, jedenfalls eingebettet im Sprachgefühl. Nur so ist die Sprachvernunft wirklich genial, d. h. wörtlich: schöpferisch zeugend. Der in den Schraubstock abstrakter Logik gezwängte Verstand kann höchstens Handlangerdienste leisten; er durchdringt die tiefen Lebensimpulse der Sprache nicht. Und gerade in diese gilt es immer wieder vorzustossen. Es gilt zu wittern, wo der Sprache Gefahr droht, wo sie zerfallen möchte — und sie steht jederzeit an irgendeiner Stelle in tödlicher Gefahr. — Man denke an die Gefahr, unverständlich und unverwendbar zu werden bei den besprochenen weiblichen Deklinationstypen Klage und Zunge!

Ein Verstand, der bloss auf Erhaltung des Bestehenden sänne, erreichte im einzelnen Falle nichts. Es gilt die Sprache vorwärtszubringen, ihr dazu zu verhelfen, sich ihr Haus umzubauen, es zu verstärken, und zwar während es bewohnt wird

und während das geordnete Leben darin weitergeht. Der Instinkt für das *Werden* — die muss da sein. Wäre er es nicht, die Sprache ginge schon „während die nächsten Jahre“(!) zugrunde. Blosser Logik ist etwas Starres, Statisches, das dort, wo es gilt, eine *Lebensaufgabe* zu lösen, *allein* nicht weiterführt.

Der Weg zur Rettung der Sprache und damit des Menschengestes führt über den Weg des fruchtbaren Irrtums zum Ziele. Man erinnere sich doch, wie es war im Falle des Deklinationstypus *Klage*!

Da standen sich gegenüber:

Nom. <i>Klage</i>	und	Zunge
Gen. <i>Klage</i>	und	Zungen
Dat. <i>Klage</i>	und	Zungen
Akk. <i>Klage</i>	und	Zunge(n)

Nur Nominativ und Akkusativ (ursprünglich gar bloss die Nominative) der beiden Gruppen waren gleichartig. Genitive und Dative zeigten deutliche Unterschiede. Aber die für die Sprachentwicklung so überaus notwendige Verschmelzung beider Formen konnte nur Wirklichkeit werden, wenn das Sprachgefühl (worin — es sei nochmals daran erinnert — die *Sprachvernunft* eingeschlossen ist) die Gleichsetzung auf der *ganzen* Linie vollzog, mit andern Worten: Wenn sich, angeregt durch die Gleichheit in den Nominativen und Akkusativen, das Gefühl ergab, die Deklinationsgruppe von Zunge sei auch in den *andern* Kasus der Abwandlung von „*Klage*“ gleich. Was weiter half, war eine merkwürdige Mischung von Irrtum und richtiger Erkenntnis. Zutreffend war die Identifikation der Nominative und Akkusative, falsch die Meinung, die Gleichartigkeit erstreckte sich auch auf Genitiv und Dativ. Aber nur über diesen Umweg einer zum Teil unhaltbaren Erkenntnis war ein Umbau möglich.

Immerhin: Nicht der Irrtum *allein* und als solcher war schuld. Wer sich irrte, war der *Verstand*, und der muss, selbst

um zu irren, *tätig* sein — untätiger Verstand begeht keine Fehler, leistet aber auch nichts. Wo immer er aber *ehrlich* wirkt (d. h. ohne bewussten Willen zu Täuschung und Trug), arbeitet er im ganzen vernünftig, ja so grossartig, dass ihm selbst seine *unverschuldet* unterlaufenen Fehler zuletzt zum Segen werden. Sein übermächtiger und allzeit wacher Drang nach Klärung und Deutlichkeit, stösst so mächtig vor, dass das, was ich *schöpferischen* Irrtum geheissen habe, nur *dort* vorkommen kann, wo sich auf der Grundlage des Irrtums das Bild einer *neuen, lebenskräftigen* Welt ergeben kann. Wo der Irrtum keine Ausblicke bietet, kann auch keine gedeihliche, fortzeugende Tat entstehen.

Genau zugesehen, ergibt sich so: Der sog. schöpferische Irrtum ist nur für den *ausschliesslich* in der *Vergangenheit* befangenen Geist ein wirklicher Irrtum. Aber Geist ist in seinem tiefsten Wesen regsam, auf *Gegenwart* und *Zukunft* gerichtet, geschaffen von jenem Geist, der immer von neuem von sich sagt: „Ich bin, der ich bin“ und: „Ich bin ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten.“

So war es einst: Fast keine Gleichheit zwischen den Typen *Klage* und *Zunge*. Aber in dem Augenblick, wo der Geist, von dem glühenden Wunsche getragen, zu *retten*, was zu *zerfallen* drohte, sich mit dem Tatbestand befasste, sieht er schon nicht mehr das Alte — bereits liegt es ihm zurück im Grabe der Vergangenheit — sondern nur noch das, trotz allen Gefahren, gross und lebentragend auferstehende Neue.

Wie heisst es doch bei Rilke von der *Klage*?

Jubel *weis*s und Sehnsucht ist geständig.
Nur die *Klage* lernt noch. Mädchenhändig
Zählt sie nächtelang das Alte, Schlimme.

Aber plötzlich, schräg und ungeübt,
Hält sie doch ein Sternbild unsrer Stimme
In den Himmel, den ihr Hauch nicht trübt.

Und von der Zunge, die stellvertretungsweise für die menschliche Sprache unsern Untersuchungen zugrunde gelegen hat?

Zwischen den Hämmern besteht unser Herz, wie die Zunge zwischen den Zähnen, die doch, dennoch die preisende bleibt.

Luzern.

Konrad Steffen.

Religionsunterricht

Aufbau der Katechismen

Wenn wir den Aufbau der heutigen Katechismen verstehen wollen, dann müssen wir wissen, wie sie im Verlaufe der Jahrhunderte entstanden sind und sich entwickelt haben. Das aber kann nur im Zusammenhang mit der Entwicklung des ganzen Religionsunterrichtes verstanden werden. Die Aufgabe des Katechismus besteht darin, den Gläubigen alles zu bieten, was sie unbedingt wissen müssen, wenn sie ein christliches Leben führen und das ewige Ziel erreichen wollen. Einen schönen Teil dieser Aufgabe nimmt heute aber der Unterricht in der biblischen Geschichte auf sich, indem er die Gläubigen in jene geschichtlichen Tatsachen einführt, die die historischen Grundlagen der Erlösung bilden. Bibel und Katechismen überschneiden sich in diesen Punkten oft; denn nicht nur die Bibel berichtet uns von der Menschwerdung und dem Erlösungstode Christi, sondern auch der Katechismus. Als Wesensstücke des Katechismus bleiben uns somit die rudimenta fidei, die grundlegenden Wahrheiten, die jeder Christ necessitate medii oder praecepti wissen muss, d. h. alle jene Wahrheiten, die man kennen muss, weil man ohne sie nicht zum Himmel gelangen kann (z. B. die Existenz Gottes, seine Natur, Gott als Vergelter des Guten und Bösen, die Menschwerdung Christi, sein Kreuzestod, die Lehre von den Sakramenten, die grundlegenden Wahrheiten des sittlichen Lebens usw.) oder die die Kirche uns zu wissen vorschreibt.

Es ist nun nicht ohne Interesse, einmal nachzuprüfen, wie die Kirche im Verlaufe der Jahrhunderte diese Wahrheiten den Gläubigen vermittelte.

Die Apostelgeschichte überliefert uns mehrere Beispiele der apostolischen Predigt und Missionsart. Fast regelmässig ist diese Predigt vor den Juden eine Zusammenfassung der israelitischen Geschichte und damit der Geschichte der göttlichen Heilführung. Vor den Griechen aber knüpft Paulus an die damalige Wissenschaft und Gottesverehrung an. Aber auch die Heiden werden im Verlaufe der Missionierung oft auf die heilsgeschichtliche Bedeutung des Judentums hingewiesen. Das heilsgeschichtliche Denken ist somit wesentlich mit der frühchristlichen Katechese verbunden. Um dieses Wissen zu vermitteln, benützte man allerdings keine Schulbibeln im heutigen Sinne, sondern die Hl. Schrift selbst. Die Lesungen der Liturgie bezeugen uns das genügend. Der hl. Augustinus verlangt in seinem Büchlein „De catechizandis rudibus“ als erste Grundlage des gesamten Religionsunterrichtes eine historische Einführung in die Heilsgeschichte. Er gibt in dem genannten Büchlein selber die Anleitung, wie diese Einführung zu geschehen habe. — Aber es ist klar, dass mit dieser Einführung in die Heilsgeschichte der Religionsunterricht nicht abgeschlossen war; wenn auch die Bibel in den ersten Jahrhunderten eine ganz bedeutende Rolle spielte, so haben wir doch auch